Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 80=100 (1934)

Heft: 1

Artikel: Einiges aus dem eidgenössischen Lustlager zu Sursee

Autor: Gotthelf, Jeremias

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-12596

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hier kommen wir auf den Kardinalpunkt. Sorge man für stete Fortbildung des Instruktorenkorps. Gestatte man unter keinen Umständen ein selbstzufriedenes Stehenbleiben, ein Verknöchern auf einem niedrigen Standpunkt, sondern trachte man fort und fort den Gesichtskreis des Instruktors zu erweitern, seine allgemeine menschliche und militärische Bildung zu vermehren und in ihm das Streben nach höherer Entwicklung lebendig zu erhalten. Wir verstehen darunter nicht das krankhafte Streben nach Epauletten, das in den letzten Jahren Mode geworden; — war immer so!

Mancher ist als Unteroffizier sehr an seinem Platz, der als Lieutenant oder als Hauptmann eben immer das fünfte Rad am Wagen bleibt — nein, wir verlangen den Trieb nach geistiger Vervollkommnung. Nur keine Stagnation! Ein versumpftes Instruktorenkorps, in dem sich nur die eitle Selbstüberschätzung bläht, ist eine jammervolle Erscheinung. Nur nicht das tönende Erz und die klingende Schelle — die lebendige Liebe zur Sache muss durch die Herzen flammen, dann wird auch der Trieb zur fernern Ausbildung nicht fehlen.

Sei man streng gegen faule Gesellen, die dessen nicht fähig sind! Hinaus mit ihnen aus der Schar der Männer, denen das Vaterland die Erziehung der Blüte seiner Jugend anvertraut!

Hüte und pflege man jeden Keim des Bessern und sei er noch so klein! Unterstütze man die Strebsamen, erhalte man ihnen die geistige Frische und die Armee wird sich wohl dabei befinden.

Verkenne man doch nicht die enorme pädagogische Bedeutung, die ein seiner Aufgabe gewachsenes Instruktorenkorps für das ganze Leben unseres Volkes hat.

Mit diesem Gedanken begrüssen wir das beginnende Schuljahr!

Einiges aus dem eidgenössischen Lustlager zu Sursee.

Von *Jeremias Gotthelf.*

Anmerkung der Redaktion. Dieser prachtvolle Aufsatz von Jeremias Gotthelf bestätigt mehr als alle Erklärungen von Herrn Muschg, welche Auffassung dieser grösste Schweizer Epiker über Militär und Landesverteidigung hatte. Seine Anschauungen sind auch heute noch für den Offizier beherzigenswert. Das von ihm beschriebene eidgenössische Uebungslager fand im August 1838 als neuntes derartiges in Sursee statt. Es unterstand dem Befehl des eidgenössischen Obersten Zimmerli, dem als Stabschef Oberstlt. Egloff, beide aus dem Aargau stammend, zugeteilt war. Die Kavallerie kommandierte Oberstlt. van Vloten, bestehend aus einer Berner Kompagnie und je einer halben Freiburger und Solothurner Kompagnie. Die Infanterie war in zwei Brigaden organisiert, die erste von Oberst Hauser kommandiert, bestehend aus zwei Berner und einem Solothurner Bataillon,

die zweite unterstand Oberst Rilliet mit je einem Tessiner, Berner, und Luzerner Bataillon, an Artillerie eine Luzerner Sechspfünder-Batterie, im ganzen 2206 Mann.

Am 20. August fand eine Uebung auf Gegenseitigkeit zwischen Sursee und Münster statt, und daran anschliessend ein Marsch über Münster, Neudorf, nach Gormund auf das Sempacher Schlachtfeld, wo der reformierte Feldprediger Stärki eine Ansprache hielt. Nachher wurde wieder in das Lager bei Sursee eingerückt.

Wie im Frühjahr die Hanfstengel keimen, wo es eine Bäumde geben will, die Haferhalme sprossen auf den werdenden Haferfeldern und die Grasstengel allzumal in den hoffnungsvollen Wiesen, so keimen um Ostern herum die Schnäuze in den schweizerischen Städten und Dörfern, wenn es ein Lustlager geben soll nach der Erntezeit. Aus mancherlei Gestalten hervor puppt sich der Offizier heraus und stellt sich kühn und schön neben manche andere Gestalt, in der auch heimlich ein Offizier steckt, aber demütig verborgen, weil er nicht ins Lager kann, nicht einmal in eine Garnison.

Es regt sich auch ein gewaltig geistiges Leben. Die «Bataillonsschule» wird neu überlesen, möglichst eingeprägt und sogar in der «Schweizerischen Militärzeitung» geblättert. Die Quartiermeister üben sich in den Gesellschaftsrechnungen und der Partie aliquote, vergessen aber dabei gerne die Landkarten und sparen durch diese Vergesslichkeit den müden Soldaten manchen unnützen Schritt nicht. Die Bataillonschefs suchen oder senden nach den eidgenössischen Reglementen, vergessen aber dabei hie und da über den grandiosen Dingen die kleinen, den Unterschied zwischen einem Wirbel und einem Appell zum Beispiel. Die Aerzte sitzen zusammen und beraten gelehrt, was besser sei fürs Bauchweh, ob ein Glas Schnaps oder Kamillentee. Die Offiziere vom Stabe untersuchen ihre Handschuhe, lassen die noch brauchbaren schön gelb waschen und schaffen sich ein oder zwei Paar neue an nach Notdurft. Die Obersten sinnen über tiefsinnige Lagerreglemente und können lange nicht mit sich einig werden, mit welchem Finger die schläfrig werdende Schildwache am wirksamsten die Augen ausreibe, um den Schlaf sich zu vertreiben. Die Soldaten klopfen die Schaben aus den Kleidern und suchen ein Hämpfeli Geld zu ersparen zu einigen Extraschoppen.

Aber in all diesen Leuten wohnt denn doch trotz dieser Kleinigkeiten ein tiefer militärischer Sinn, eine Kraft des Aushaltens, ein Mut in Gefahren, die bei der geringsten Gelegenheit, sobald nur von ferne aus dem Spass Ernst zu werden scheint, hervorsprudelt. Darum freuen sich auch die meisten auf ein Lager, weil ein solches dem Ernste viel ähnlicher sieht als eine Garnison, und ohne vieles Murren bringt mancher schwere Opfer da-

für, und auch hier sind es die Aermsten, welche die grössten bringen. Darum tut es so not, dass die Zeit auf das sorgfältigste angewendet werde, dass ein jeder als tüchtigerer Krieger heimkehre, eines bestimmten Fortschrittes sich bewusst, und wenn es nur ein Fortschritt wäre an eidgenössischem Sinn, der aber nicht dadurch erzielt wird, wenn anmassliche Obere, denen man das Böckeln von ferne anriecht, ihren Kanton auf Kosten anderer herausstreichen.

Das Lager in Sursee brachte vielen Nutzen, viele Freude; es wurde gut geleitet, und wäre man mit den Wirten so wohl zufrieden gewesen wie mit dem Heerführer, so wären die Leute des Rühmens nicht satt geworden.

Dass Ordnung und Gehorsam im Lager gefordert wurde, darüber klagte niemand als ein Zeitungsschreiber, wahrscheinlich einer, der einen Schnauz trägt, aber aus Gänsfädern. Unsinnigeres und eine grössere Unkunde sowohl über den gegenwärtigen Zustand als über die Natur des Militärwesens überhaupt Verratendes kann es wohl nichts geben, als wenn so ein zeitungsschreibendes Federvieh über die strenge Disziplin im schweizerischen Dienst klagt. Das ist nichts als schmähliche Aufhetzerei, als ein Teil des fluchwürdigen Nagens an allen Banden, welche die Ordnung in der Gesellschaft aufrecht erhalten, das fluchwürdige Nagen einer fluchwürdigen Rasse. Dass Obere sehr wohl verstunden, Unkunde im Dienst von wissentlichen Uebertretungen zu unterscheiden, und der nationalen Naivität, mit welcher der Schweizer sich über Formen hinaussetzt, Rechnung zu tragen wussten, beweist folgendes:

Ein hoher Offizier kam abends spät in einer stürmischen Regennacht mit seinem Begleiter seinem Zelte zu. Verwundert sah er Licht in demselben und keine Schildwache davor. Als sie ins Zelt hineinsahen, sahen sie die Schildwache gemütlich im Trockenen am Feldtische sitzen. Ihr Gewehr hatte sie auf des Obersten Bett gelegt, mit seinen Zündhölzchen seine Lampe angezündet, das Pfeifchen gestopft, vielleicht noch mit seinem Tabak, und schmauchte da wohlbehaglich, in einem von des Obersten Büchern blätternd. Was in Oesterreich mit Spiessruten, in Preussen mit Latten gerügt worden wäre, das lief im schweizerischen Lager schweizerisch ab; denn es war eine nationale Naivität. Der Oberst schickte seinen Begleiter hinein, den Mann zu fragen, was er da mache. He, er hätte gedacht, es trage nichts ab, da aussen am Regen vor einem leeren Zelte Schildwache zu stehen, er werde nume nass, und im Zelt hätte er guten Schermen und sei niemere am Weg. Der Soldat wurde manierlich auf seinen Posten gewiesen, und damit hatte es, wie auch recht war, sein Verbleiben.

Es ist aber manchmal schwer, diese Naivität von absichtlichem Witz zu unterscheiden. Als zwei Soldaten hingingen zu einem Oberst, der sich vielfältig über die angebliche bernerische Unreinlichkeit ärgerte, und ihn frugen, wo der Abtritt sei, sie hätten gedacht, sie wollten ihn fragen, er werde das am besten wissen, war das Witz oder Naivität?

Die Tage der grossen Manöver waren reich an manchen lustigen Situationen, und es ist schade, dass keine Feder der Nachwelt überliefert hat, wie mancher Hauptmann und wie mancher Lieutenant in den Gefechten ihren Kopf verloren, ihn später jedoch wieder gefunden. Und wie die Leute hitzig wurden im Pulverdampf und tapfer, und tapfer geblieben wären, auch im Ernste, bewies unter anderm ein Ploton Tessiner, das, von Uebermacht umringt, weder weichen noch sich gefangen geben wollte, so dass die sich bereits kreuzenden Bajonette mit Mühe in friedliche Entfernung gebracht werden konnten.

Einer der schönsten Tage war der, welcher auf militärischer Promenade uns auf das Schlachtfeld von Sempach führte. Zu Sempach war unstreitig eine der herrlichsten Schweizerschlachten; der Glanz ihrer Herrlichkeit erhält sich aber nicht nur durch den Heldenmut der Sieger, sondern auch durch den Heldenmut der Besiegten. Allerdings besticht schon der Anblick des Häufleins der dreizehnhundert, die da, schlecht gerüstet, in bescheidener Demut auf dem Hügel stehen, den Feind betrachtend, in frommem Glauben das Mangelnde in Gottes Hülfe suchen und dann fest und mutig den eisernen Mauern entgegen sich stürzen, den Betrachter, wenn er sie vergleicht mit dem prunkenden Stolze der übermütigen Ritter. Die Treue des sterbenden Gundoldingen, die strahlende Heldentat des immer lebenden Winkelrieds blenden das Auge, und im ersten Augenblick sieht es in ihrem strahlenden Glanze nichts anderes. Aber dann soll doch wieder auftauchen die Ritterlichkeit der Edlen, die dem zu Fuss fechtenden Feind zu Fuss begegnen wollen, die Treue der Edlen an ihrem Fürsten, die Treue der Bürger an ihren Fahnen und vor allem die Treue des hohen Fürsten an den Seinigen. Wo sie für ihn stunden und fielen, da wollte auch er stehen und fallen; seine Fahne, die sie bis zu ihrem Tode hoch gehalten, hielt er hoch mit eigener Hand bis zum eigenen Fall. Den Tod im Auge von gemeiner Hirten Hand, hielt er doch den Tod mit den Seinen für fürstlicher als seine Lebensrettung. Wahrlich, uns Schweizern ziemt, diesen Leopold einen hohen Held zu heissen und die Augen aller Fahnenträger, aller Obersten und Führer auf diesen Fürsten zu richten, der in blutiger Hand hoch seine Fahne hielt, bis er fiel. Und wie flieht von diesem Schlachtfelde hochherrlicher Treue weg der böse, feige Graf, als ob er der böse Geist

selber wäre, der fliehen muss in seiner Bosheit und Feigheit, wo Hochherzigkeit und Heldenmut aufflammen wie Sonnen, die durch Jahrhunderte leuchten und nie untergehen sollen!

Solche Schlachtfelder sollen allerdings die Eidgenossen besuchen, und besonders wenn sie im Waffenkleide stehen, und da sollen ihnen die Gedanken aufgehen, was ihnen wohl zieme, um würdiger Enkel so hochherrlicher Väter zu sein. Und warm soll es im Herzen werden, und brennen soll es in den Augen der Enkel, wenn sie bedenken, dass der Tag der Prüfung vielleicht nahe und ihre Enkel nach fünfhundert Jahren auf ihren eigenen Schlachtfeldern stehen und auf welchen wohl?

Das Weilen auf solchen Schlachtfeldern soll eine Weihe sein, eine Weihe zu Heldenmut und Heltentod. Der Geist der Andacht und der Heiligung soll seine leisen, feierlichen Schwingen ausbreiten über die Gräber der eidgenössischen Väter, an denen die eidgenössischen Enkel stehen, und aus den Gräbern soll steigen der Sinn der eidgenössischen Väter und soll sich Wohnung machen in den Herzen der Enkel und soll dort anzünden die Begeisterung, die den Tod nicht fürchtet, weil nur der Tod das ewige Licht gibt.

Aber um solche Augenblicke über eidgenössische Scharen herbeizuführen, muss man nicht bloss Reglemente und Waffen, den Schritt und Tritt der Soldaten kennen, sondern die Herzen und die Feinde, welche keine Weihe über die Herzen wollen kommen lassen.

Soll der Schweizer andächtig werden, so muss es ihm behaglich sein; man darf ihn nicht mit bepacktem Habersack in eine Predigt führen. Es muss das Besuchen solcher Schlachtfelder nicht so im Vorbeigehen geschehen nach beschwerlichem Tagmarsch im Sonnenbrand. Dann ums Himmels willen nur nicht lange Reden zu hungrigen, durstigen und müden Soldaten in Reihe und Glied und nach den langen Reden ein ungeduldiges Heimdrängen, damit der Zapfenstreich nicht versäumt werde! Wo kann da die Erhebung sein für den körperlich matten, im Geiste so schwerfälligen Soldaten? Nach einigem Marsch an schönen, kühlen Morgen lese den Ruhenden im Grase eine gewaltige, klingende Stimme die Schlacht vor! Fühlt einer sich berufen und der Rede so mächtig, dass er weiss, er schüttet an Müllers Worte keine dünne Brühe, so spreche er ein oder zwei Dutzend Worte, dann überlasse er den Soldaten sich und seinen Offizieren! Wenn sie der Erbauung fähig sind, so müssen sie sich nun selbst erbauen, Gruppe um Gruppe, mit freundlicher Rede oder schönem Gesang. Und wo einem das Herz gar gewaltig schlägt, der lasse der Rede freie Bahn, oder er gehe seitwärts und schlage unter dunklem Baume seinen Altar auf und

bringe dem Vaterland seine stillen Gelübde! So lasse man walten mit Zeit und Freiheit den Genius, der über jedem schweizerischen Schlachtfelde schwebt und die Enkel mahnt, den Vätern gleich zu sein in Treue und Todesverachtung!

Man kann sich wirklich nichts Erhebenderes denken als Tausende von jungen Schweizern, ruhend auf den alten Gräbern mit feierlichem Gemüte, und so manches junge Herz im Glauben schwellend, es würde in des Vaterlandes Not ein Winkelried sein an Heldenmut, es würde in Not und Tod die Fahne nicht lassen, sie verteidigen mit blutiger Hand bis zum Tode wie der fürstliche Leopold, sie bergen im Tode wie Thut, der Zofinger Schultheiss.

Aber man kann sich das Schlachtfeld nicht denken ohne irgendeine störende Figur auf hohem Ross, die, wenn sie auch nicht feige flieht, doch alle Zeichen des Unwohlseins von sich gibt und am Ende ausruft: «Luegit mir au die dolderschiessige Berner Kaibe, au nit e änzige Unteroffizier hät Handschuh a! Was soll me do au mit sellige Säue mache?» Ach Gott, wie mancher Eidgenosse hatte zu Sempach Handschuhe an und noch dazu mit Ocker gefärbte schön gelb! Und wie manchem Saunigel käme es wohl, wenn er nur gelbe Handschuhe anzuziehen brauchte, um ferner keine Sau mehr zu sein! Ja, man kann weit gekommen sein mit dem Leibe, meinethalben bis übers Meer nach Algier hinein, und doch noch nirgends hingekommen sein mit eidgenössischem Sinn.

Bald nach dem Besuch auf dem Schlachtfeld ward trüb der Himmel und weichte die Schweizer ein auf die Haut, und sauber war mancher, der es lange nicht gewesen war. Und nach mannlichem Aushalten machte man endlich einige Tage vor der bestimmten Zeit, der Gewalt des Himmels Platz, und das bringt Soldaten keine Unehre. Und man zog heim mit etwas weniger im Geldsäckel und etwas mehr in der Brust, nämlich mit dem Gefühl einer Kraft im Schweizer, die immer mit Ehren fechten wird und nie das Vaterland ehrlos wird untergehen lassen.

Ein Stabsoffizier schreibt uns:

Die Tatsache, dass die Oktober-Nummer der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung» in der Hauptsache Artikel bringt, die sich mit demjenigen Teil des Militärwesens befassen, der der Politik am nächsten steht, veranlasst mich, zu diesem Thema einige Gedanken zu äussern.

Man diskutiert im Parlament über Gesetzesartikel, welche die Disziplin und das Ansehen der Armee schützen sollen. Man wiegt vorsichtig ab, wie solche Gesetzesbestimmungen aussehen